

Moraltheologie — Patristik

R a u h, Fritz, *Das sittliche Leben des Menschen im Lichte der vergleichenden Verhaltensforschung*. (Eichstätter Studien, Neue Folge Bd. II.). Kevelaer, Butzon und Bercker, 1969. 8⁰, XV und 380 S. — Ln. DM 36,-.

»Gefährlich ist es, wenn man den Menschen zu sehr darauf hinweist, daß er dem Tier gleicht,

ohne ihm zugleich seine Größe vor Augen zu führen.« Dieser Weisheitsspruch Pascals kommt einem in den Sinn, wenn man das großangelegte Werk von Rauh durchgearbeitet hat. Kenntnisreich und wachsam steuert der Verfasser zwischen Scylla und Charibdis hindurch und hält, jene Weisung Pascals befolgend, eine weise

Mitte ein. Das ist alles eher als selbstverständlich. Denn die vergleichende Verhaltensforschung oder Ethologie ist »als eigener Zweig der Biologie« »noch sehr jung« (3). In der ersten Entdeckerfreude verloren manche Forscher das Gleichgewicht. Die Erkenntnis, daß Tier und Mensch mit »Verhaltensprogrammen« ausgestattet sind, legte nicht nur eine Annäherung zwischen Tier und Mensch nahe, sie verleitete zur Verwischung der Grenzen. Die Verhaltensforscher, die sich in Seewiesen um Konrad Lorenz scharen und auf die Rauh wiederholt Bezug nimmt, erliegen dieser Versuchung nicht. Doch sieht sich Rauh veranlaßt, auf eine ab und zu allzu vermenschlichende Sprechweise aufmerksam zu machen (281). Der Verfasser weiß aber auch um die »Problematik der sprachlichen Erfassung tierlichen Verhaltens« und bescheinigt der heutigen Verhaltensforschung: sie »ist in ihren Aussagen um eine wissenschaftlich-objektive Terminologie bemüht« (ebd.).

Auch der Leser erhält diesbezügliche Hilfe gleich im ersten Abschnitt: »A. Historische, methodische und terminologische Voraussetzungen der vergleichenden Verhaltensforschung« (1–40). Anschließend werden in dem klar gegliederten Werk »Evolutive Grundlagen der vergleichenden Verhaltensforschung« (B) behandelt (41–73). Es drängt sich ja schon dem Nicht-Fachmann auf, daß in dem tierlich-menschlichen Grenzgebiet des Verhaltens die stammesgeschichtliche Herkunft des Menschen eine entscheidende Rolle spielen und ertragreich sein muß.

So bringt denn auch der dritte Abschnitt (C) »Grundlegende Ergebnisse der vergleichenden Verhaltensforschung« (75–175). Auf einer reichen Palette werden ausgebreitet: Endogene Faktoren des Verhaltens, Funktionskreise und komplexe Differenzierungen des Verhaltens (Nahrung, Verteidigung, Aggression, Sexualverhalten, Soziales Verhalten und Sprache, Spiel, Gewöhnung Dressur, Tradition). Zuweilen empfindet man die vielen Zitate überbordend, obwohl sie immer wieder in den eigenen Gedankengang eingeschmolzen sind. Unvermeidlich bringt die Zitatenfülle mit sich, daß Stellen aufeinanderfolgen, die als Belege für die gleiche Sache dienen sollen, aber bei näherem Zusehen doch nicht stets harmonisierbar sind.

Schon in den bisherigen Abschnitten unterläßt der Verfasser nicht, auf die »Artverschiedenheit« der an Mensch und Tier beobachteten und analysierten Phänomene hinzuweisen. Im Abschnitt D arbeitet er vollends »die physische, psychische und noetische Sonderstellung des Menschen« heraus, soweit diese durch »sittlich relevante Ergebnisse der vergleichenden Verhaltensforschung« zutage tritt (177–275). Im letzten Abschnitt (E) zieht Rauh »moralpsychologische und theonome Konsequenzen« (277–347). Er erweist sich damit als sicherer Grenzgänger zwi-

schen Naturwissenschaften und Theologie, eine Aufgabe, die uns heute so nottut. Eigens sei der Exkurs über den »Naturbegriff« hervorgehoben, dessen Korrektur von überholten Auffassungen auch die Verhaltensforschung notwendig und spruchreif gemacht hat.

Ein abundantes Literaturverzeichnis, ein Personen- und Sachregister schließen das wichtige und lehrreiche Werk von Rauh ab.

Eine Bemerkung, die durch das Studium der besprochenen Arbeit angeregt wurde, die aber grundsätzlich die vergleichende Verhaltensforschung betrifft, sei angefügt. Es geht um den Gebrauch des Analogiebegriffes. Wenn die Verhaltensforscher von Homologie sprechen, kennzeichnen sie damit klar und eindeutig Verhaltensweisen, die »bei Mensch und Tier identischen stammesgeschichtlichen Wurzeln entspringen« (282), die also »eine direkte phylogenetische Vorstufe« haben (320). Der Analogiebegriff hingegen scheint zu schillern. Das ist zunächst nicht zu verwundern. Denn Analogie besagt nicht Gleichheit, sondern, allgemein und vorläufig formuliert, Ähnlichkeit. Man hat aber den Eindruck, als ob Verhaltensforscher analoge Verhaltensweisen bei Mensch und Tier auf Teile verrechnen würden. Der eine Teil gebe die Übereinkunft zwischen Tier und Mensch wieder, der andere Teil zeige den Unterschied an. Genau das verstößt jedoch gegen die Analogie. Natürlich müssen beide Verhaltensweisen etwas gemeinsam haben, sonst wäre ein Vergleichen unmöglich. Der Vergleich wird aber nur dann sachgerecht sein, wenn das Ganze einer tierlichen Verhaltensweise und das Ganze einer menschlichen Verhaltensweise aneinander gemessen werden. Dann aber läßt sich aus den verglichenen Verhaltensweisen, beide jeweils als Ganzes genommen, kein bedeutungsgleicher (univoker) Teil herausbrechen, der z. B. zu der einsinnigen Aussage berechtigen würde: Tier und Mensch spielen. Der analog ausgesagte Sachverhalt, in unserem Fall das Spiel, ist selbst schon innerlich von Verschiedenheit durchschnitten. Ob das nicht – die Frage sei den Verhaltensforschern übergeben – eine Rückwirkung auf die Methode der vergleichenden Verhaltensforschung hat? Verhaltensforscher versichern uns: nicht Ergebnisse, nur Fragestellungen und Arbeitshypothesen übertragen wir vom Tier auf den Menschen. Müssen nicht auch die Fragestellungen mit verschiedenen Methoden angegangen werden?

Gars am Inn Alois Guggenberger